

## Daheim in der Fremde

### In den Kolonien von Belize leben Nachfahren der deutschen Einwanderer

Ein schlaksiger Mann läuft durch die träge Mittagshitze. Unter seinem Strohhut krängeln sich rötlich-blonde Locken hervor. In zwei Eimern transportiert er Butter, in einem Korb liegen Eier. Die dicke blaue Arbeitshose, die schweren schwarzen Stiefel, das langärmelige Flanellhemd sind die falsche Kleidung für die tropisch feuchte, drückende Luft von Belize-City. Mit modrigem Geruch kündigt sich die Hurrikanzeit über der Karibik an. Ein Rasta steht demonstrativ lässig am Bordstein vorm Busbahnhof von Belize-City und schnippt rhythmisch einem scheppernden Kassettenrekorder zu. Das T-Shirt, das er trägt, war wohl schon immer zu klein. Die Jeans scheint ihn, seit er sie vor Jahren zum ersten Mal angezogen hatte, immer und überall begleitet zu haben. Harry verdient sich seine Dollars als wandelnde Touristenauskunft. Er fragt, woher die Fremden kommen und erzählt ihnen dann, wie viele Einwohner ihre Heimatstadt hat, wer gerade Bürgermeister ist und wer das Land regiert. „Munich one point four million. Chris Ude. A new lady named Angela“, strahlt er und verlangt für die Information zwei Dollar. „Die Deutschen sind fleißig“, sagt er und nickt in Richtung des eiligen Butterverkäufers. „Sie füllen den Brotkorb für Belize, produzieren Geflügel, Milch, Butter, Käse und Gemüse. Sie sind tüchtig und pflichtbewusst. Sie versorgen das ganze Land, obwohl sie nicht mal fünf Prozent der Bevölkerung ausmachen.“ Diese Auskunft kostet jetzt zehn Dollar.

Der Mann in der blauen Arbeitshose hat inzwischen in einem seltsam klingenden Englisch seine Ware einer Maya-Bäuerin verkauft. Der typisch harte deutsche Sound mischt sich in seine Aussprache. Dann verschwindet er Richtung Straße. Der verdellte Überlandbus, der gerade in den Bahnhof einfährt, zieht eine elegante Kurve um ihn. Die deutschen Bauern gehören zu Belize.

Ursprünglich kamen sie aus Nordfriesland und zogen aus Glaubensgründen im 18. Jahrhundert nach Ostpreußen. Als der Zar Ende des 19. Jahrhunderts verfügte, dass sie Militärdienst zu leisten hätten, wanderten sie auf den amerikanischen Kontinent aus und ließen sich von Kanada bis Paraguay nieder. Sie gehören zu den Mennoniten, erkennen bis heute nur die Bibel als Gesetzesgrundlage an und wollen friedlich vom Ackerbau leben. So, wie es ihre Vorfahren seit Jahrhunderten gemacht haben. Technik lehnen sie ab.

In Belize wanderten die Bibelbauern erst in den 1960er Jahren ein. Belize, das damals noch Britisch Honduras hieß und zur Krone von England gehörte, war ein armes Land. Selbst Eier mussten für harte US-Dollars importiert werden. Tüchtige Ackerbauern wurden vom Staat willkommen geheißen und durften im Urwald von Belize ihre Kolonien gründen. Eine ordentliche, deutsche Bauernwelt zeigt sich mitten im Urwald, sobald man den Eingang zu einer der Kolonien gefunden hat. „Springfield Village“ steht auf eine Tafel geritzt, Holzpfähle mit Draht umzäunen die Felder. Das Rind steht

sauber auf überschaubaren Wiesen. Hühner und Gänse schnattern. Die Wege sind ordentlich eingefasst.

Kleine Höfe ducken sich unter mächtigen Palmen. Aus dem Wald, der das Dorf umgibt, dringt das dauernde Geschrei der Brüllaffen. Auf den Feldern steht Mais und darunter wachsen Bohnen. Das hält die Erde mollig, wie man später erfährt. Der Boden werde auf diese Weise nicht so ausgelagert. Man hat da schlechte Erfahrung aus der Zeit in Mexiko, als den Vorfahren der Boden erodierte, weil sie zuviel vom Land verlangten.

Die Häuser liegen verstreut, einen richtigen Dorfkern gibt es nicht, es sei denn, man begreift Gemeindehaus und Schule als Mittelpunkt. Vor der Schule stehen, nach Größe aufgereiht, Holzpantinen. Viele kleine Strohhüte klemmen in einer Hutablage. Hellblaue und braune Blechtassen hängen in einer Reihe über einem Wasserfass. Fließendes Wasser gibt es nicht für alle. Nur manche der Häuser sind mit einer Quelle verbunden. Die kleineren Kinder schauen neugierig aus den Fenstern, die Größeren ducken sich und ziehen die Kleinen nach. Nach einigen Minuten der Unruhe kommt der Lehrer heraus und will die Fremden weiterschicken. Doch die reden Deutsch mit ihm, das hält ihn ab, sie zu vertreiben. Jakob, so heißt der Mann, erklärt in alt klingendem Hochdeutsch, dass Gäste aus Deutschland willkommen seien. Doch bittet er sie, die Kamera wegzupacken. Man soll doch kein Bildnis machen. „Wir lieben das nicht“, sagt er. „Wir mögen das gar nicht.“ Die Kinder sollen von dieser unnützen Technik verschont bleiben. Zu neugierig zu sein habe noch immer Unruhe gebracht. Da die Fremden folgsam ihren Apparat wegpacken, werden sie ins Klassenzimmer eingeladen. An der Tafel stehen in altdeutscher Schrift einzelne Worte: Kuh, Milch, Brot, Wald. Auf der einen Seite sitzen die Jungen, die „Lorbass“, auf der anderen Seite die „Marjellches“, die Mädchen, welche ihre blonden Köpfe nur unwillig wieder nach vorn zum Lehrer drehen. Aber sie folgen sofort, als Jakob einmal in die Hände klatscht. Es sind dreizehn Kinder aller Alterstufen. Lesen, Schreiben und Rechnen stehen auf dem Stundenplan. Und Singen. Viel Singen. Für die Besucher stimmen die Kinder ein Lied an – vom Herrn, der ihnen immer die Zuversicht ist.

Die Kinder gehen in die Schule, bis sie zwölf oder dreizehn Jahre alt sind. Dann arbeiten sie auf dem Hof mit. Die Mädchen werden tüchtige Hausfrauen, die Jungen gute Bauern. Sie kennen ihr Metier von klein auf. „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen“, erklärt einer der Ältesten der Gemeinde später, als man zu Kaffee und frisch gebackenem Kuchen geladen wird.

Vermutlich macht die Arbeitskraft der Großfamilie die Bibelbauern in Belize so erfolgreich. Denn sie verdienen sich ihr Brot wahrlich im Schweiß ihres Angesichts. In Springfield Village gibt es weder Strom noch Benzinmotoren. Die Schnitter ziehen mit der

Sense übers Feld. Melonen, die sie anbauen, werden von Hand gesetzt und geerntet. Gute Kerne aus der Ernte werden gesammelt und sind Saatgut für die nächste. Sie düngen mit Hühnermist und Asche. Pestizide lehnt man ab, die Vögel fressen die Würmer schon weg.

Tüchtig sind sie, so, wie es den Deutschen früher zugeschrieben wurde, bevor der Kapitalismus ihr Pflichtbewusstsein ausnutzte und sie anfangen mit ihrer Kraft zu geizen. Geiz ist hier nicht geil, sondern gilt als eine Sünde. Tätigsein ist Pflicht und Freude zugleich. Bei den Bibelbauern werden Lebensweisheiten gelebt, wie man sie in Deutschland wohl nur noch von Großtanten im Poesiealbum gewidmet bekommt. Die Menschen hier müssen nicht so leben. Sie wollen es. Kaum einer der Jungen geht weg. Was auch sollen sie anderes werden als Bauern? Und warum auch? Akademische Bildung gibt es nicht. Sie sind auch so angesehene Bürger.

Frauen sind ohnehin ans Haus gebunden. Sie tragen langen Röcke, Schürze und Haube. Den ganzen Tag kämpfen sie gegen die Kraft des Regenwaldes an: Ameisen und andere Insekten und auch die Feuchtigkeit gilt es zu vertreiben. 19 Kinder hat Katharina, die Mutter von Jakob. 68 Enkel und 15 Urenkel. Das erfordert ohne Kühlschrank, Gefriertruhe und Spülmaschine ein immenses logistisches und organisatorisches Talent. Immerzu wird irgendetwas eingemacht, eingekocht oder getrocknet.

Ganz zu schweigen von der Wäsche, die ohne Waschmaschine in großen Zubern gewrungen wird. Wenn dann endlich Ruhe einkehrt, sitzt die Frau des Hauses mit ihren Töchtern da und stickt. Es scheint ein geregeltes, zufriedenes, gottergebenes Leben zu sein, das sie führen.

Für Daniel und Rebecca ist es ein paradiesisches Leben. Sie kommen eigentlich aus Bebra und sind vor vier Jahren nach Belize zu den Bibelbauern gezogen. Daniel hatte in Göttingen Agrarwissenschaften studiert und musste dann in Kassel bei VW am Fließband sein Geld verdienen. Doch die Schichtarbeit, die Eintönigkeit, so sagt er heute, die habe seine Ehe und seine Seele gefährdet. Man müsse in Deutschland soviel sein, soviel haben, so vielem nachjagen, was einen nur noch weiter von seinem eigenen Weg abbringt. Daniel beschreibt das nur, es klingt nicht bitter.

Einwanderer gibt es selten, das Leben erfährt nur dann eine Veränderung, wenn ein Familienmitglied in eine andere Kolonie einheiratet. Dabei gelten die Dörfer, die von außen als die fortschrittlichen angesehen werden, bei den Bibelbauern von Springfield Village als die Altmodischen. Dort nutzen die Menschen Strom und Motoren, wengleich auch nur, um bessere Ernteerträge einzufahren. Zur persönlichen Lebenserleichterung wird auch bei den „Modernen“ auf diese zivilisatorische Errungenschaft verzichtet. Dennoch sind sie abhängig von Energie. In den vermeintlich altmodischen Dörfern ist genau das

unmodern. Hier fährt man Pferdekutsche oder nutzt Ochsenkarren. Ochsen sind ohnehin die besten Nutztiere: Sie sind ausdauernd, kraftvoll und fressen nur Gras; Pferde brauchen Hafer und sind längst nicht so belastbar. Mit Windrädern betreibt man Getreide- oder Sägemühlen. Umweltschutz sei nicht eine Sache von Energie-Ressourcen, sondern eine Frage von Genügsamkeit, gibt einem einer der Alten mit auf den Weg.

Spanish Lookout gilt als die größte moderne Kolonie. Von hier aus werden fast Dreiviertel des Landes mit Milchprodukten und Eiern versorgt. Man hat eine große Molkerei aufgebaut. Aber man achtet darauf, dass menschliche Arbeitskraft nicht unnütz durch Maschinen ersetzt wird. Arbeit haben heißt schließlich auch Würde haben. Wo es personalintensiv wird, beschäftigt man Angestellte aus den umliegenden Maya-Dörfern. Wenn man eine größere Zahl von Hilfskräften hat, benötigt man auch die als

verwerflich empfundene Technik nicht mehr. Die Maya, die einen Job in der Kolonie haben, gelten als angesehenen Leute. Sie werden ordentlich behandelt, haben einen sicheren Job und verdienen mehr als außerhalb der Kolonie.

Die Verbundenheit unter den Deutschen wirkt beruhigend und wäre doch im modernen Deutschland kaum noch zu ertragen. Fleißig, ehrlich, aufrichtig, tugendhaft – das sind Begriffe, die genau definiert sind. Es gibt viel Deutschtum, doch ohne dumpfe Deutschtümelei.

Wenn erst einmal die Fremdheit und Scheu abgelegt ist, erfährt der Besucher in den Kolonien warme Gastfreundschaft. Es findet sich irgendwo ein Plätzchen zum Übernachten, nach der Sonntagsmesse wird zum Mittagessen eingeladen. Es gibt Kartoffelbrei, Würstchen und Bohnen mit grüner Soße. Kartoffelbrei im Urwald erzeugt irgendwie ein warmes Gefühl von

Heimat. Etwas, das sich die Deutschen im Regenwald nicht vorstellen können. Denn sie denken an Deutschland als das Land der Heimat. Eine Heimat, die es zuhause nicht mehr gibt.

SONJA STILL

### **Zu große Neugierde hat schon immer Unruhe gebracht**

### **Umweltschutz ist hier vor allem eine Frage der Genügsamkeit**

#### **Informationen**

Flüge von München oder Frankfurt nach Houston, Texas, ab 824 Euro. Von dort gibt es täglich Flüge von Tacca-Airlines nach Belize-City.

[www.travelbelize.org](http://www.travelbelize.org); [www.belize.de](http://www.belize.de)

Im Urwald von Belize mussten die deutschen Siedler ihre Äcker urbar machen. Die Familien kamen in eine Kultur, die von den Mayas geprägt und die ihnen fremd war. Noch heute sind ihre Nachkommen eher reserviert, wenn Besucher in ihre Kolonien kommen. Fotos: Magr/MediacolorsDoerr/Arco Digital, Avenue Images